Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 8

Artikel: Passion in Bern
Autor: Laedrach, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636714

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

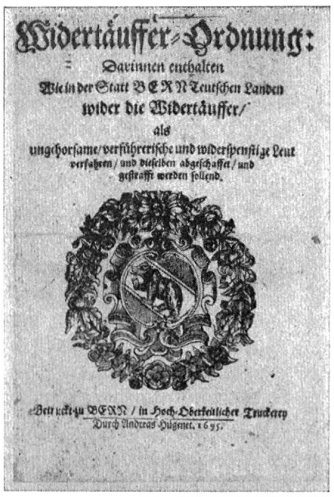
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das gantz Neuw
Testament/
Grundtlich vnd wohl
verteutschet/ nach Hebreischer/
Griechischer vnd Lateinischer
Sprach:
Auch gezieret mit vil schönen vnd
notwendigen Concordantzen.
Gedruckt zu Basel/ in Verlegung
Hieron. Schwartzen Buchhändlers/
M DC LXXXVII.

Passion in Bern


Widertäuffer-Ordnung:
Darinnen enthalten
Wie in der Statt BERN Teutschen Landen
wider die Widertäuffer/
als
ungehorsame/ verführerische und widerspenstige Leut
verfahren/ und dieselben abgeschafft/ und
gestraffet werden sollend.
Gedruckt zu BERN / in Hoch-Oberkeitlicher Truckery
Durch Andreas Hugnet, 1695.

Ein Täuferroman

von

Walter Laedrach

Copyright 1938, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach

„Und doch hat auch der Grund, zufrieden zu sein", sagte der Schultheiß von Burgdorf. „Den hatte es bös gepackt, niemand hätte geglaubt, daß er wieder so weit käme."

„Wir wollen froh sein, lebt er noch", fand der Sumiswalder, „wie wäre es gekommen, wenn er hätte abtreten müssen?"

„Das kann man an den Fingern abzählen", sagte der Gastgeber. „Der Herr Willading wäre gewählt worden, und wir hätten jetzt Krieg."

„Niemals!" fuhr der Burgdorfer auf.

„Seid Ihr sicher?" fragte der Brandiser ruhig, „vor sechs Jahren, oder wie viele sind es jetzt, seit der letzten Schultheißenwahl, da fehlten ihm zwei Stimmen gegen den Graffenried."

„Die zwei Stimmen erhält er heute!"

„Ihr vergeßt den Alexander von Wattenwyl", wandte der Burgdorfer wieder ein, „und den Frisching", rief der Vogt von Sumiswald, „so klar scheinen die Verhältnisse doch nicht zu sein."

„Sie sind auch schon unklarer gewesen als jetzt, eine Prophezeiung scheint mir nicht ganz unmöglich", sagte Herr Mutach. „Ich halte es mit unserem verehrten Herrn Gastgeber. Der Venner Willading wäre gewählt worden; aber ob wir dann Krieg hätten, wagte ich nicht zu beurteilen, so rasch geht's vielleicht doch nicht."

„Woraus schließt Ihr denn, daß Willading genug Stimmen bekommen hätte, wenn ich fragen darf?", bat der Schultheiß von Burgdorf.

„Nun", begann Herr Mutach, „es hat sich bei mehr als einer Gelegenheit gezeigt, daß im Rat zu Bern deutlich zwei Parteien sind, die Franzosenfreunde, die ihr Möglichstes tun, um in Paris immer wieder gut Wetter zu machen, und dann die Anhänger der Alliierten, die froh sind, wenn Frankreich nicht zu mächtig aus dem Weltkrieg herauskommt. Der ausgemachte Führer dieser Richtung, die nicht französisch, sagen wir einmal, eher europäisch denkt, ist doch Willading.

Hat er nicht schon einen großen Erfolg gehabt? Ihm ist es neben dem Schultheißen Sinner doch am meisten zu verdanken, daß Neuenburg nicht französisch wurde, daß uns die welsche Zange nicht zupackt!"

„Ja, das hat er gut gemacht", stimmten die andern bei, und der Herr Mutach fuhr fort: „Wie er gegen Frankreich arbeitet, könnt Ihr bei jeder Gelegenheit sehen. Mußte nicht der schöne Hieronymus von Erlach den französischen Dienst quittieren und ein kaiserliches Regiment übernehmen, bevor er Willadings Schwiegersohn wurde?

Unterstützt er nicht, wo er kann, die Kamisarden, die flüchtigen Hugenotten, die vom Waadtland aus alles tun, um ihrem König zu schaden, die über die Grenze ziehen und in Frankreich die Zollkassen leeren als Entgelt für ihr Hab und Gut, das sie dahinten lassen mußten.

Darüber kam er letzthin mit dem Herrn Lerber in Streit. Potz tausend, das gab Funken.

„Wo, wie?" fragten die andern.

„Der Ratsherr von Dießbach hatte zur Einweihung seines neuen Appartements Gäste an die Junkerngasse geladen, und man sprach dort von den letzten Raubzügen der Kamisarden. Der Herr Lerber konnte nicht genug darstellen, wie verwerflich und staatsgefährlich das hugenottische Treiben sei; aber der Venner Willading meinte, in Privatangelegenheiten der Flüchtlinge sollte man sich nicht einmischen.

Was da, Privatangelegenheiten?, schrie der Herr Lerber, nein, eine Staatsaffäre wäre es; aber eben, es ist eigentümlich, daß solche Räubereien von unserer Regierung geduldet werden. Die Diebe und Räuber müssen eben unter unseren regierenden Herren mächtige Freunde haben, sonst . . .

Da hättet Ihr den Willading sehen sollen, wie er den Degen zog. Wie ein Blitz fuhr er auf und stand da wie eine Fluh, und wenn nicht der Herr von Dießbach sich zwischen beide gestellt hätte, so wäre Blut geflossen. Dann mußte der Herr Lerber gehen, und keiner wagte ihn zu begleiten, nicht einmal sein Freund, der Alexander von Wattenwyl, der doch mit beiden Augen nach Paris schielt.

Nun, da hab ich gesehen, wer den größeren Einfluß hat, und darum glaube ich an die Zukunft Willadings."

„Kann sein", gab der Burgdorfer zu, „aber jede Wahl ist unberechenbar. Wißt Ihr, wieviele tausend Pistolen der französische Gesandte Puysieux verteilt, um Stimmen für einen Franzosenfreund zu kaufen?"

„Die sollte er zuerst haben, das Geld ist dem Herrn Ambassadoren gehörig ausgegangen, der Krieg frißt alles weg, und das Franzosengeld ist deswegen in Bern weniger gefährlich als es auch schon war", sagte Herr Mutach.

„Es ist himmeltraurig, das sagen zu müssen, und schon deswegen wäre es gut, daß Willading Schultheiß würde; mit seinem ungeheuren Reichtum ist er doch wenigstens nicht käuflich. Es heißt, er habe über vierhunderttausend Pfund."

Der Vogt von Brandis begann nach einigem Besinnen: „Ich glaube auch, daß wir dem Willading die Stimme geben müssen, wenn die Zeit heran kommt. Willading oder von Wattenwyl? Wer ist der Größere? Doch der, der für ein freies Bern einsteht und sich nicht an den großen Nachbarn lehnt. Wenn wir uns auf den stützen, bricht eines Tages die Stütze, und wir fallen ihm in die Arme, dann: Finis reipublicae. Wir sind es aber dem Lande schuldig, ihm einen starken Führer zu geben."

„Ja", fuhr Herr Mutach fort, „unsere Stellung verpflichtet. Unsere Familien haben das Land und seine Erträgnisse in der Hand; dafür müssen wir alles tun, um es vergrößert oder doch wenigstens unversehrt unsern Nachkommen übergeben zu können. Wer gewährt dies besser, der ängstliche von Wattenwyl oder der starke Willading? Er kommt mir manchmal vor wie unser Hans Franz Nägeli, der das Waadtland eroberte; wenn einer, so führt er unsere Stadt und Republik noch größeren Zeiten entgegen!"

„Wenn wir die größeren Zeiten nur nicht zu teuer bezahlen müssen!" fand der Burgdorfer.

„Und wenn wir nichts bezahlen wollen, so verdienen wir unser Land auch gar nicht zu behalten", sagte Herr Mutach, „das war immer so und wird immer so bleiben."

Der Herr Stürler nickte einverstanden und füllte die Becher nach. „Darin werden wir alle einig sein", sagte er, „und über der Schultheißenwahl, die noch in unbestimmter Ferne steht, wollen wir uns heute nicht streiten. Trinken wir lieber auf die Gesundheit unseres alten Herrn Sinner, der unserem Bern zu allen Zeiten ein rechter Landesvater war."

Da hoben die Herren die Becher und stießen klingend an. Unterdessen war endlich auch der eingeladene Prädikant von Lützelflüh den Schloßberg hinauf geschritten, was dem alten Herrn sichtlich Mühe verursachte. Er schnaufte noch, als ihn der Schloßkutscher und Diener auf die Terrasse begleitete und war froh, in einem breiten Lehnstuhl abzusitzen und mit Verstand den roten Oberhofener zu kosten.

„Wie geht's, Herr Pfarrer?" fragte Herr Stürler, „ich fürchtete bald, Ihr wolltet uns im Stiche lassen, daß Ihr so spät gekommen."

„Bewahre nein, wie kann man eine Einladung hier hinauf vergessen? Die nimmt man immer gerne an. Sie ist wie eine schöne Blume im Kranz der Lebenstage, der aus Dornen oder doch aus stechenden Tannennadeln zusammengesetzt ist."

„Was ist denn das Dornigste an diesem Kranz?" wollte der Trachselwalder wissen. „So dornenvoll habe ich mir bis zur Stunde das Leben auf einer Pfrund nicht vorgestellt. Da steht man doch auf, wenn der Vogt schon den Schloßberg hinab reitet, und füttert die Tauben, und dann erbaut man sich an einem schönen Text, und schon ruft die Köchin zum Braten. Am Nachmittag aber geht man zum Chorrichter, der einen Schinken angeschnitten hat, oder zur Frau Chorrichterin, wißt Ihr, zu der mit dem guten Rezept für Salbei- und Münzenküchlein."

Die Landvögte lachten, aber der Pfarrer war nicht verlegen. „Wenn es so wäre, dann gäbe es keine Landvögte mehr, dann säßen die Herren wohl noch in ihren alten Tagen in Bern in die Lateinschule und studierten nachher Theologie. Darf ich die Herren anmelden, ich muß diese Woche noch nach Bern?"

„Ich glaube, ich wolle es bleiben lassen", lachte der Vogt von Trachselwald.

„Ich denke es auch", lenkte der Pfarrer wieder ein, „nein, ich kam zu spät, weil ich mitten im Dorfe wieder einen Täufer entdeckt habe. Wenn man meint, die Gemeinde schön in der Hand zu haben, so findet man wieder ein räudiges Schaf darin, und man braucht für die Dornen wahrhaftig nicht zu sorgen."

„Ich habe gestern auch einen Täufer im Schloß gehabt, aber der ist kuriert."

„Wie habt Ihr denn das gemacht?" fragte der Pfarrer neugierig.

„Ich hab's nicht selber gemacht, der Hatschier hat's besorgt mit dem Haselstecken."

Die Vögte lachten, der Pfarrer schaute entsetzt drein. „Nichts für ungut, Herr Stürler, aber man merkt, daß Ihr noch keine große Erfahrung in dem Kapitel habt. Unsereiner sucht die Leute seit Jahrzehnten in ihren Verstecken auf der Egg und in allen Gräben auf und redet ihnen stundenlang ins Gewissen in Liebe und in größtem Ernst und bringt die Widerspenstigen vor die Täuferkammer, wo ihnen sogar der Dekan zuspricht, und ihnen zu zeigen sucht, wie falsch sie die Bibel auslegen, und dies alles trägt wenig oder nichts ab. Sie lächeln bescheiden überlegen, daß man die Wände hinauf klettern möchte, wenn man könnte."

„Was bei Euren zweihundert Pfund ein Kunststück wäre, Herr Pfarrer", fügt Herr Mutach bei.

„Ihr seid ein Unflat und habt mir gewiß nichts vorzuwerfen!"

„Gewiß nicht, sonst hätte ich es ja gar nicht sagen dürfen", begütigte der Vogt lächelnd.

„Nun also, sie lächeln überlegen und verlassen lieber das Land, als daß diese Letzköpfe ein Fünklein Verstand annähmen, und da glaubt Ihr, der Hatschier richte mit einem Stecken etwas aus? Niemals, Herr Landvogt!"

„Soviel ich erfahren, hat der Pfarrer recht", gab Herr Mutach zu. In meinem Amt wären übrigens soviele Täufer, daß wir alle Tage einen oder mehrere ausschmeißen müßten, wenn . . ."

„Excusez, ihr Herren", unterbrach Herr Stürler, „ich bin falsch verstanden worden. Ich gebe zu, ich bin mitschuldig an dem Mißverständnis. Selbstverständlich habe ich meinen Täufer nicht ausschmeißen lassen, weil er ein Täufer ist; daß er sich nachher bessert, ist meinethalb auch eine fragliche Angelegenheit. Die Hiebe hat der Mann bekommen, weil er einen Eid verweigerte."

„Was freilich aufs gleiche herauskommt", sagte der Pfarrer.

„Nein, es ist nicht das gleiche, ich strafte einen ungehorsamen Untertanen und nicht einen andersgläubigen, wie man es früher machte, davon ist man doch abgekommen. Früher hat man die Ketzer geköpft oder ertränkt; aber es sind schon bald hundert Jahre her, daß der Letzte in Zürich dran glauben mußte. Der Letzte im Bernbiet, halt, wann war das? Mehr als hundertdreißig Jahre müssen es sein, das war der Haslebacher von Sumiswald."

„Der mir immer noch zu tun macht", bestätigte der Vogt von Sumiswald. „Hat da einer ein ellenlanges Lied über ihn geschrieben, und wenn Ihr den Rücken kehrt, so tönt es aus allen Wirtsstuben heraus

Was wend wir aber heben an
zu singen von einem alten Mann,
der war von Haslibach,
Haslibacher ward er genannt
aus der Kilchhöri Sumiswald.

Abschriften dieses greulichen Psalms sind in allen Häusern, und habe ich eine erwischt, so ist sie an sieben andern Orten schon wieder abgeschrieben! Weiß der Henker, wer sie abschreibt. In der Amtsstube kritzen die Bauern alle ein wackeliges Kreuz und kaum einer kann lesen; aber dieses verdrehte Marterlied können sie schreiben und lesen und singen einem Schulmeister zu Trotz. Aber ich habe Euch unterbrochen, entschuldigt, Herr Stürler."

„Nun, ich wollte nur sagen, damals strafte man die Ketzer mit dem Tode; heute straft man die staatsfeindlichen Untertanen mit Bußen und Landesverweisung."

„Aber mit dem gleichen Mißerfolg."

„Da mögt Ihr allerdings recht haben."

„Glücklicherweise seid Ihr Herren von der Regierung unter dem Einfluß der Kirche humaner geworden, das Verdienst wollen wir für uns beanspruchen."

„So tut es. Die Diener am Wort können ihre Köpfe doch nicht höher tragen, als sie es schon tun, und hätten doch gewiß so wenig Grund als unsereiner. Man hört liebliche Sachen über die verbi divini ministri."

„Ist Euch der Skandal auch schon zu Ohren gekommen?" fragte der Prädikant entsetzt.

„Ja", sagte der Landvogt, „der Spitalschreiber Jenner, der mit mir in Baden war, hat es mir erzählt."

„Was ist's?", fragten die drei neugierigen Gäste.

„Ich bitte Euch, das sagt man doch nicht weiter!", wehrte der Pfarrer.

„Ach, unsere Freunde sollen es nur auch wissen. Ihr habt vorhin gesagt, wie Ihr Euch durch Jahrzehnte gemüht, die Täufer herumzubringen, und wie wenig Erfolg dabei sei. Nun wollen wir doch auch sagen, daß es Prädikanten gibt, die mit ihrem Verhalten an einem Tag mehr Schaden und Aergernis geben als zweihundert andere in Jahren gut machen können. So einer ist verwichenen Winter seines vertrunkenen und ärgerlichen Lebens wegen dreimal vierundzwanzig Stunden in Bern ins Loch gesetzt worden, aber erst, nachdem er mehrmals verwarnt war. Allemal, wenn jener Herr in die Stadt kam, übernahm er sich mit dem Wein, daß er schwankte und von einer Wand zur andern zwirbelte. Als er gar anfing, zu spät in die Predigt zu kommen, sie auch hie und da wochentags vergaß, dafür im Sternen an der Golattenmattgasse sich gegen Weibsbilder ärgerlich benahm und gar betrunken vor dem Herrn Seckelmeister erschien, da war's genug. Aber in seiner Gemeinde sind jetzt Täufer, vorher gab es dort keine."

„Ich kann's nicht bestreiten, es ist so. Aber daß es Täufer gibt, die sich von der Kirche absondern, weil der Landvogt im Kirchenchor sitzt, das müßt ihr mir jetzt auch zugeben."

„Ja", sagte Herr Stürler nachdenklich, „das muß ich. Aber meine Herren, wenn dies die einzigen Gründe sind, weshalb es Täufer gibt, dann ist es für diese Leute doch wirklich ein Armutszeugnis."

„Ja, sie kommen mir vor", sagte der Schultheiß von Burgdorf, „wie der dumme Bauernjunge, der zu unrecht von seinem Vater Prügel bekam und nachher nicht essen wollte und im Trotz sagte: Extra hab ich Hunger und friß keinen Käs!"

„Ein ausgezeichnetes Beispiel", sagte der Pfarrer, „ich will es nicht vergessen und schauen, ob ich damit nicht einmal einen von seinem Irrweg abbringen kann."

Jetzt erschien die Frau Landvögtin unter dem Torbogen, der vom Schloß in den Terrassengarten hinausführte; die Herren standen auf zum Handkuß und erhielten die Einladung, hinauf in den Saal zu kommen, der Tisch sei gedeckt und das Essen bereit, und niemand hatte Lust, den Jungen nachzuahmen.

Während die Herren im Schloß Brandis an der reichen Tafel saßen und zu Forellen aus dem Rüegsaubach und Seewein über die Kriegslage unten am Rhein zu sprechen begannen und dem König Ludwig XIV. ein schlimmes Ende prophezeiten, war Peter Hertig heimzu gewandert.

Er hatte sich kaum erholt von der Vergewaltigung. Die großen Tannen schienen ihm schief auf dem Grat zu stehen, der Kirchturm von Lützelflüh in der Tiefe lehnte schräg über das Kirchendach, und der Fußweg stieg ihm mit jedem Schritt entgegen. Schließlich hielt er sich an einer Esche fest und ruhte aus, merkte aber bald, daß er weiter müsse, wenn er nicht steif werden solle, daß er nicht mehr gehen könne. Endlich, nachdem er sich aufgerafft, sah er von weitem das Dach des Kleegartens. Jetzt ging's nicht weiter, er sank um ins Gras. Da lag er ganz weich, die weißen Wolken deckten ihn, jetzt schlüpfte er in sie hinein. O, wie das kühlte, und jetzt hoben sie ihn, es ging aufwärts, er schwebte ganz leicht und immer leichter; war das die Seligkeit?

Eine Musik ertönte von Geigen und Engelstimmen, wie er sie noch nie gehört. Er schloß die Augen und wußte nicht, ob er noch war, oder ob sein Leib in diesen himmlischen Klängen aufgelöst werde, und er wurde immer kleiner und kleiner, und die Geigen spielten rascher und feiner, und jetzt war er selber ein letzter, feiner Ton, ganz losgelöst, der in die Ewigkeit hinein verklang, in die Hand Gottes.

Aber die Hand war warm und strich ihm immer wieder übers Gesicht und war so zart und weich, daß er sie doch genauer schauen mußte. Aber es war gar nicht eine Hand, das war ja Bäris warme Zunge, die ihn leckte, und jetzt, da er die Augen aufschlug, sprang der treue Hund hoch auf und bellte vor Freude und sprang fort, dem Hause zu, bellte dort und kam wieder und brachte Hilfe herbei.

Hans Flückiger kam von seiner Heumatte und sah den Geschlagenen und richtete ihn auf und gab ihm Halt. Und es ging, und langsam kam das Dach näher und der liebe Brunnen und die gute Türe, und dort standen auch schon Frau Anna und Breneli und eilten zu Hilfe, erschrocken und die Augen voller Tränen. Sie legten ihn auf sein Bett in der Kammer und wuschen seinen wunden Rücken, und der Lehrer Zedi hielt seine Hand und betete: „Dennoch bleibe ich stets an dir, denn du hältst mich bei meiner rechten Hand, du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich endlich mit Ehren an. Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, alle Zeit meines Herzens Trost und mein Teil."

Still und ohne Klage ertrug er sein Krankenlager, und still und ohne Klage, daß seine Kraft bei der schweren Heuarbeit fehle, pflegten ihn treue Hände, und in der treuen Pflege genas er langsam.

Langsam wich der Schmerz aus dem gequälten Rücken, langsam wich der Krampf aus der gepreßten Lunge, langsamer und deutlicher wurde der wilde Schlag des blutenden Herzens. Eines Tages im hohen Sommer durfte er die Kammertreppe hinabsteigen und saß auf das sonnige Bänklein vor dem Haus.

Da kam der Hund und drückte seinen zottigen Leib an den seinen, und das Roß, das beim Brunnen trank, wieherte, als es ihn sah, und kam herzu, um sich liebkosen zu lassen; und die weißen Tauben flatterten herbei und fraßen ihm die Körner aus der Hand und schauten ihn mit milden Augen an, die leuchteten wie dunkle Tropfen roten Holundersaftes.

Dann setzten sich Frau Anna und Breneli in die Nähe und ruhten ein wenig aus von ihrer Arbeit, und dann saß auch der alte Lehrer Zedi zu ihnen und erzählte aus seinem langen Leben: „Lieber Bruder, danke Gott, daß er dich gewürdiget hat, das Kreuz der taufgesinnten Gemeinde tragen zu helfen, denn durch viel Trübsal müssen wir in Gottes Reich eingehen, aber unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, wird dort verwandelt werden in die ewige Seligkeit.

Du bist nicht der erste und nicht der letzte, der seit der Zeit unserer ersten Gemeinde in Jerusalem die Hand der weltlichen Obrigkeit verspürt hat; ja, ich habe in meinem Leben viele Brüder und Schwestern gekannt, die noch tiefer durch das Elend mußten.

Unsere gnädigen Herren in Bern haben manchen Bruder nach greulichen Qualen auf die Richtstatt gebracht, und wenn sie jetzt auch keinen mehr hinrichten und selten noch einen gebrandmarkt des Landes verweisen, so kenne ich doch noch viele Brüder und Schwestern, die Krüppel geworden sind durch die Marter, die sie erleiden mußten."

Frau Anna erschauerte.

Der Lehrer fuhr fort: „Wenn ich von hier ins Schwarzenburgische ziehe, wo auch einige der Unsrigen sind, so bleibe ich meist auf dem Gurten bei Bern übernacht.

Dort wohnt eine unserer Schwestern, die Magdalena Gurtner. Sie ist weit über neunzigjährig und wohl seit sieben Jahrzehnten gelähmt, weil sie in Bern gefoltert wurde.

Sie kam in ihren gesunden Tagen oft vom Gurten herab in unsere Versammlungen im alten Schloß Bubenberg. Das liegt nebenaus an einem einsamen, waldigen Ort, den man von weit her unbeschrien erreichen kann.

Dort war damals noch ein gewölbter Keller, niemandem als den Unsrigen bekannt. Dort kamen wir oft zusammen um Mitternacht; meine Mutter hat mich als kleinen Knaben auch mitgenommen, und gegen Morgen waren unsere Leute wieder daheim.

Die Schwester Magdalena wurde mit ihrer alten Mutter eines Nachts gefangen, als sie zu uns kommen wollte, und der Freiweibel von Sternenberg zur selben Nacht im Köniztal einem Wilddieb aufpaßte. Der Freiweibel brachte sie nach Bern, und dort hatten die Herren bald heraus, daß sie zu uns gehört, aber wohin sie gehen wollte, das haben sie nicht verraten, weder die Magdalena, noch die Mutter. Da kamen sie im Marzili in den Turm, und die junge Frau wurde einmal gestreckt; zuerst leer, und als sie nichts verriet, noch zweimal mit den großen Gewichten, daß sie die Arm- und Fußgelenke ausmachte und endlich auf dem Karren heimgeführt wurde.

Gestanden hat sie nichts, aber die alte Mutter hat endlich gesagt, wohin sie gehen wollten, nur, um der Tochter das Leiden abzukürzen. Die Obrigkeit hat darauf das Gewölbe gesprengt, daß wir nicht mehr dorthin könnten.

Wir wären auch sonst nicht mehr dorthin gegangen, denn der Ort wurde lange Zeit nachher bei Tag und Nacht bewacht, und der Prädikant von Köniz war zu allen Zeiten auf dem Gurten, um die Leute nicht wieder zu verlieren.

Die Magdalena Gurtner brauchte die warmen Bäder zu Baden; aber sie konnten ihr nichts helfen. Sie blieb lahm bis auf den heutigen Tag, sie kann unsere Versammlungen seit vielen Jahren nicht mehr besuchen; dafür gehe ich hie und da hinauf in ihr schönes Heim hoch über den Häusern von Bern, wo unsere Peiniger wohnen. Es wird freilich nicht mehr lange gehen, so wird der Herr sie von ihrer armen Leiblichkeit erlösen und aufnehmen in seine himmlischen Freuden."

„Fürchtet Ihr Euch denn nicht, so nahe heranzugehen an die Gefahr?", fragte Vreneli den alten Lehrer.

Der schaute sie mit seinen klaren Augen erstaunt an. „Fürchten? Es kann mir ja nichts geschehen, als was in Gottes Hand auf mich wartet, und zudem ist das Auge der Obrigkeit für meine Wege seit Jahren mit Blindheit geschlagen. Gewiß reize ich die Herren nicht unnötigerweise und gehe nicht am hellen Tage vor ihren Häusern auf und ab, durch ihre Stadttore trete ich nicht, gehe auch nicht über die Brücken der Aare, wo ihre Zöllner und Wächter sitzen, sondern fahre in stiller Nacht im Schifflein eines Bruders lautlos über den Strom, und wenn ich zurückkomme, so geht es auf gleiche Weise.

Unnötig begebe ich mich nicht in Gefahr; aber Furcht ist mir fremd! Bloß macht mir das Alter nach und nach Beschwerden; aber", und jetzt ruhte sein Blick auf dem Genesenden, „der Peter reift heran, daß er mir in meiner Arbeit helfen und sie wohl auch einmal abnehmen kann."

Da schaute Vreneli stolz auf den also Ausgezeichneten, begierig, alle Mühsal und Gefahr mit ihm zu teilen.

Gewittersturm.
Der Venner Willading erreicht sein Ziel, und das Gewitter zieht sich über den Täufern zusammen.

„Weiß man noch nichts?" fragte die Köchin den Kutscher schon zum zweiten Male, „wie es im Rathaus gegangen ist? Sonst bist du die Neugierde selber; aber heute bist du in Gottesnamen zu nichts zu brauchen.

Wenn der Herr nur bald zurückkäme, so könnte ich endlich auftragen. Der schöne Fisch verkocht mir ganz, wenn der gnädige Herr nicht bald erscheint!"

„Du wirst auch noch Geduld haben müssen, so gut als er selber. Du mußt ja nicht meinen, der Herr Willading nehme alles so ruhig; es schüttelte ihn heute morgen vor Aufregung, wenn er schon nichts dergleichen tat. Es könnte ihm freilich gleichgültig sein; denn mehr als vorher wird er nicht befehlen können, er hat ja schon jetzt alles befohlen!"

„Aber mir ist's nicht gleich! Wenn er Schultheiß wird, so brate ich noch das schöne Poulet, das am Samstag vom Wilhof gekommen ist, und das wir gestern nicht brauchten, weil der Herr an der Beerdigung des Schultheißen Sinner war und nicht zum Essen heimkam. Ein wenig andeuten sollte man schon von der Küche aus, wenn er etwas geworden ist!"

„Du bist doch immer die gleiche, nichts kommt dir in den Sinn", schimpfte Christen. „An den Spieß mit dem Huhn; entweder ist der Herr avanciert und soll es in Gottesnamen essen, oder er ist's nicht, und dann essen wir's im Office, wir werden mit dem schon ohne den Herrn fertig werden!"

„Mach dich jetzt zum Haus hinaus und geh fragen, ob er gewählt sei."

„Wen soll ich fragen?" werweifte Christen, „das Fragen ist mir ein wenig zuwider; denk doch, wenn der von Wattenwyl obenauf gekommen wäre!"

„Vielleicht sieht man es ihm an, wenn er zum Rathaus heraus kommt."

„Nein, dem wirst du nicht das Geringste ansehen, er macht ja ständig ein Gesicht, das verschlossener ist als der Käfigturm."

„Man braucht gar nicht zu fragen", erklärte jetzt die feste Barbara, „man kann es sehen, freilich nicht an seinem Gesicht."

„Wo denn?, so rede doch; den Kopf kann er doch nicht noch höher tragen, als er ihn sonst schon trägt."

„Bewahre, nein, an ihm selber hat sich nichts verändert!"

„Woran denn?"

„Von heute an kommt er nicht mehr allein, wenn es gut gegangen ist. Jetzt begleiten ihn die Ratsweibel heim und holen ihn wieder, wenn es zur Sitzung geht."

„Richtig, daß ich nicht selber daran dachte!"

„Aber mach jetzt, daß du an die Kreuzgasse hinauf kommst und daß du dort etwas vernimmst; ich will jetzt endlich wissen, ob das schöne Poulet vom Schultheißen gegessen wird, oder ..."

Fortsetzung folgt.

Fastnachtslust

Bumm und schrumm und dideldum!
Fastnachtszeit ist wiederum:
Lustbarkeit schließt auf das Tor
und es springen der Humor,
Witz, Satire, Scherz und Spaß,
lachend ohne Unterlaß,
draus hervor;
ihnen, bei Musik und Tanz,
folgt der tolle Mummenschanz ...
Junges Herz, nun sieh' dich vor!

Jugend, ja, nun sieh dich vor,
pass' mir auf und spitz' das Ohr:
Freue dich zu dieser Zeit
selbst auch an der Lustbarkeit,
mach' nur mit beim Uebermut;
aber halt' die Zügel gut,
jederzeit
mit dem prüfenden Verstand
fest und sicher in der Hand,
daß dich später nichts gereut.

Daß dich später nichts gereut,
was dich heute diebisch freut;
lache viel und lache gut,
aber sei mir auf der Hut,
daß du ob genoss'ner Lust
Tränen nicht vergießen mußt,
junges Blut;
daß du, wenn die Fastnacht fern,
dich an sie erinnerst gern,
freudevoll und frohgemut.

Emil Hügli.